

Close-up Martin Rapold über die Regie-Ikone Wim Wenders und dessen Talent, magische und berührende Filme zu schaffen

Wim

Es war wieder mal Cannes-Zeit. Das Filmfestival fand Ende Mai zum 76. Mal statt. Bekannterweise war Johnny Depp da und hat in hunderte Mikrofone genuschelt. Aber vor allem war Wim wieder da. Wim Wenders, die deutsche Regie-Ikone. Er war schon ungefähr 20 mal eingeladen. Er sagt, er wisse es nicht mehr so genau. Dieses Jahr zeigte er gleich zwei Filme, den Dokumentarfilm «Anselm» über den Künstler Anselm Kiefer, und den Wettbewerbs-Spielfilm «Perfect days» über einen zen-ruhigen Toilettenputzer in Tokio. Natürlich hat er auch schon gewonnen, «Paris, Texas» war 1984 der Sensations-Gewinner an der Croisette. Seither ist er Stammgast. Nicht nur wegen der Palme ist «Paris, Texas» für mich der beste Wenders-Film. Der einsam durch die Wüste stolpernde Travis (grossartig: Harry Dean Stanton) wird von seinem Bruder irgendwo an einer Landstrasse eingesammelt. Der verstörte Mann spricht erst lange nicht, dann versucht er die Mutter seines Sohnes, Jane (wunderbar: Nastassja Kinski) zu erreichen. Er findet sie in einer Peep-Show hinter verspiegeltem Glas, und erzählt ihr die tragische Geschichte ihrer Beziehung. Erst am Schluss erkennt sie, dass die Geschichte, die der Fremde ihr erzählt, ihre eigene ist.

Ein Gemälde auf Celluloid

Wenders wollte eigentlich Maler werden. Der Sage nach hielt er sich nur darum so oft in der Cinematheque auf, weil seine Pariser Studentenbude unbeheizt war. Nach vielen Nächten im warmen Kino wurde ihm plötzlich klar: Mit Film kann man auch malen! Und «Paris, Texas» kann man tatsächlich als Gemälde auf Celluloid bezeichnen. Soll man sich nach Jahren an die Handlung erinnern, muss man etwas nachdenken. Aber die Atmosphäre, die Bilder sind sofort da. So wie wenn man sich an einen Traum erinnern will, und die Situationen, die Stimmung, die Menschen sind noch in der Erinnerung, aber die Story



ist vage. Einem Film kann eigentlich nichts besseres passieren. Wenn nicht das Was, sondern das Wie bleibt, die Essenz hinter der Handlung, dann wurde man von etwas berührt, das jenseits des zähl- und messbaren liegt. Das Erforschen und Zeigen dieses poetischen Moments, des Geheimnisses, war immer im Zentrum in Wenders Filmen. Vielleicht hat er darum bei der Story-Wahl auch mal daneben gegriffen. Kino und Malerei sind dann tatsächlich zusammen gekommen. Wenders war immer ein Bewunderer der Malerei von Edward Hopper, viele Motive und Einstellungen in seinen Filmen sind sichtbar Hopper-inspiriert. Dessen Bilder wirken oft wie Film-Standbilder, die gemalten Situationen haben ein geheimnisvolles Vorher und Nachher, eine nicht erzählte dramatische Geschichte. Für die Hopper Ausstellung in der Fondation Beyeler hat Wenders 2020 ein 14 minütiges 3D-Video gedreht, in dem Hopper-Bilder nachgefilmt und Ansätze von Geschichten erzählt werden.

«Wenn du Filme machen willst, schau dir Wims Filme an, du Depp.»

Der Traum vom begehbaren Hopper-Gemälde wurde wahr. Immerhin für 14 Minuten.

Aber es sind nicht nur die Bilder, Wenders weiss genau dass die Film-Musik die halbe Miete ist. Lange hatte ich damals nur eine einzige CD (solange ist das her) in meinem alten klapprigen Chevrolet Malibu: Ry Cooders Soundtrack von «Paris Texas». So fuhr ich akustisch konstant durch die texanische Wüste. Passte auch gut zum Auto. Jedenfalls ist die singende Gitarre die perfekte akustische Kulisse für den Verlorenen Travis. Ein Ton von Cooders Stahlseite, und man ist im «Paris, Texas»-Universum.

Puristischer Blick auf die Figuren

Trotz der atmosphärischen Musik sehen Wenders Filme immer ein bisschen aus wie Dokumentarfilme. Es liegt oft etwas sehr direktes, puristisches in Wenders Blick auf seine Figuren. Das liegt auch daran, dass tatsächlich oft improvisiert wurde. «Paris, Texas» ent-

stand in einem intuitiven Prozess, Tag für Tag, und oft wurde aufgrund chronischen Geldmangels nur mit minimalster Crew gedreht. Regisseure, die so Filme machen, brauchen gute Nerven und einen funktionierenden Humor. Und der von Wenders funktioniert so: 2004 war ich mit einem Film am Filmfestival in Mannheim eingeladen. Das ganze Festival-Gelände war mit Pappkarton eingekleidet, und Wenders, der als «Master of Cinema» geladen war, sagte in einer Ansprache lakonisch: In Mannheim ist es ja immer um die Filme gegangen, und nicht um die Deko. Seither hab ich ihn leider nicht mehr getroffen. Aber offenbar ist er jetzt mit «Perfect days» zu seinem dokumentarisch-poetischen Stil zurückgekehrt. Der bedächtige Toilettenreiniger Hirayama (Kōji Yakusho) erinnert an Travis. Er handelt, meist stumm. Allerdings versöhnter mit der Welt. Ich werde ihn mir jedenfalls anschauen, wenn er dann für Nicht-Cannes-Besucher in den Kinos zu sehen sein wird. Es gibt immer viel zu lernen in Wenders Filmen. Und zu geniessen. Oder wie es ein anderer Kult-Regisseur, Werner Herzog, im Dokumentarfilm «Wim Wenders, Desperado» formuliert: «Wenn du Filme machen willst, schau dir Wims Filme an, du Depp!»

Martin Rapold
Schauspieler

Inserat 5/220